

Theodor Ebert

## **Zum Worte drängt die Erinnerung**

**oder**

### **Wie wird man im Alter noch zum „Schreiber“?<sup>1</sup>**

In der Ägyptischen Sammlung des Neuen Museums auf der Berliner Museumsinsel treten uns die Pharaonen und ihre Gattinnen und auch einige hohe Beamte in dreitausendjähriger Folge in fast unveränderter Grundhaltung entgegen, der linke Fuß tritt nach vorne, die Arme hängen herab, die Hände sind geschlossen. Man könnte den Eindruck gewinnen: Diese Ägypter waren sich alle sehr ähnlich und ihre Lebensläufe waren austauschbar, wären da nicht auch einige Skulpturen von hockenden Gestalten – ohne alle Insignien der Macht, auf dem Schoß nur eine Papyrusrolle. Man nennt sie „die Schreiber“. Ihren Texten verdanken wir neben den Inschriften auf den Statuen und an den Wänden der Grabkammern unsere Informationen über die bewegte Geschichte dieser Jahrtausende und den Alltag der nur statuarisch Dargestellten. Und wer sich im Neuen Museum über die langen Vitrinen beugt und per Knopfdruck die Erzeugnisse dieser Schreiber aufruft, begreift, wie die Geschichte der Menschheit sich in Worten niederschlug und uns heute noch zum Nachdenken anregt; was es bedeutet, dass Moses in Ägypten lernte, dass Gebote niederzuschreiben sind, und wir ahnen, warum das Evangelium des Johannes mit dem Satz beginnt: „Am Anfang war das Wort...“ Man kann sich wie Goethes Faust über diesen Anfang seine eigenen Gedanken machen, aber man darf Logos auch wortwörtlich mit „Wort“ übersetzen.

Die Schreiber am Hofe der Pharaonen waren sich ihrer Bedeutung für die Kultur der menschlichen Wesen bewusst. Einer von ihnen hat im Blick auf Vorfahren und Zeitgenossen gedichtet:

*Man hat ihnen Tore und Grabbauten errichtet -  
sie sind verfallen, ihre Totenpriester dahingegangen  
ihre Denksteine sind mit Sand bedeckt,  
ihre Gräber vergessen.*

*Aber man nennt ihre Namen wegen ihrer Bücher,  
die sie geschrieben haben, als sie noch lebten.  
Gut ist die Erinnerung an den, der sie verfasst hat,  
bis in alle Ewigkeit...*

*Nützlicher ist ein Buch als ein Denkstein  
mit Inschrift,  
als eine fest gefügte Grabwand.*

---

1 Erweiterte Fassung eines Beitrags zu der Zeitschrift „Die Ehrenamtlichen“ des Bezirksamts von Spandau, Okt. 2012

*Es errichtet Tempel und Pyramiden  
im Herzen dessen, der ihren Namen bewahrt...  
Auch wenn sie verborgen sind, rührt ihr Zauber  
alle an,  
die in ihren Werken lesen.*

(Aus einem Papyrus des  
Neuen Reiches,  
zit. n. Erik Hornung  
"Der Geist der Pharaonenzeit")

Wer heute im Ruhestand einem Verwandten oder Freund einen Brief schreibt und aus seinem Leben erzählt, im Tagebuch seine Eindrücke festhält oder für die Enkel einige Erinnerungen aufschreibt, steht in der Tradition dieser ägyptischen Schreiber, auch wenn er heute seine Worte nicht mehr mit einer Gänsefeder auf einen Papyrus kritzelt, sondern einen Computer nutzt, die eigenen Worte ausdrückt und dann das Verfasste per E-Mail versendet.

Die steinernen Zeugen werden auch in Zukunft nicht ganz verschwinden, und es werden nicht nur elektronische Datensammlungen ans uns erinnern. Vielleicht findet man auf den Friedhöfen der Zukunft auf den Grabsteinen neben den Geburts- und Sterbedaten ein Foto und den Zugang zu einer Datei, von der man das Leben eines Vorfahren elektronisch ablesen, speichern und auf einer Bank im Schatten einer Zypresse studieren kann.

Auf einer Radtour mit Kladower Freunden zur Insel Rügen pausierten wir im Mai 2003 neben der Seemannskirche von Prerow. Ich sah mich auf dem Kirchhof um, entzifferte die Inschriften auf einigen Grabsteinen und dachte besonders bei einer dieser Stelen: Über das Leben dieser Frau würdest du gerne mehr wissen! Ihr Grabstein bot die Kurzform einer Biographie zu ihrer Zeit:

*Hier ruhet Margaretha Dorothee Kraeft, ist geboren zu Prerow den 2. November 1770, in die erste Ehe getreten mit dem Steuermann Jacob Heinrich Dolz zu Zingst den 11ten Januar 1799, lebte mit demselben in der Ehe 5 Jahre 1 Monat 23 Tage nachdem er den 3. März 1805 verstorben. In die zweite Ehe getreten mit Michael Kraeft den 24ten September 1808, lebte mit demselben in der Ehe 26 Jahre 6 Monate 27 Tage nachdem er gestorben den 21ten April 1835. Sie ist gestorben 28ten März 1843.*

Nun wird mancher denken: Aber der Menschen, die vor uns gelebt haben und die nach uns – darf man sagen hoffentlich? – noch leben werden, sind doch so viele. Warum soll man sie alle oder doch in einer zufälligen Auswahl zu Worte kommen lassen?

Im christlichen Abendland hat man sich über zweitausend Jahre mit dem Gedanken getragen, dass am Jüngsten Tag alles noch einmal rekapituliert und über den Einzelnen und seine Zeitgenossen Gericht gehalten wird und dann nichts vom

Geschehenen oder auch Versäumten verloren und vergessen sein wird. Alles würde in die überaus detaillierte individuelle Bilanz eingehen. „Und was ihr getan habt, dem Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir getan.“

Die bildenden Künstler von Lucas Cranach bis Peter Paul Rubens haben diese Vorstellung bestärkt. Wer sich von der ägyptischen Sammlung auf der Museumsinsel in die Gemäldegalerie im Kulturforum begibt, wird auf einprägsame Zeugnisse dieser abendländischen Erwartung stoßen. Ein beredtes Beispiel ist das Tryptichon mit dem Jüngsten Gericht von Jean Bellegambe, entstanden um 1520/25. Doch die Vorstellung, dass da einer kommen wird, „zu richten die Lebenden und die Toten“ hat seit Luthers Kritik am Ablasshandel mehr als nur einen Knacks bekommen. Wir leben heute in einer entmythologisierten Welt, in der sich die Menschen klar machen: Es gibt keine verlässlichen Anhaltspunkte für ein Schöpfungsgeschehen mit dem Menschen als Ziel dieses Vorgangs. Die Astrophysiker sagen uns: Die Erde und ihre Bewohner werden früher oder später untergehen. Wahrscheinlich wird keine Spur bleiben – kein Granit und auch kein Wort.

Und der bedächtige „Schreiber“ von heute steht vor dem Problem, wie er mit dieser Situation umgehen soll. Nach 1945, also in der Zeit nach dem Inferno der Bombennächte und dem Grauen der Vernichtungslager haben vor allem die französischen Existenzialisten nach Antworten gesucht. Albert Camus und Jean Paul Sartre und auch Simone de Beauvoir stehen für diese neue Situation. Unter den deutschen Literaten sind es Günter Grass und Erich Fried. Andere Zeitgenossen haben sich an den religiösen Erinnerungen abgearbeitet: Heinrich Böll und Walter Jens, um nur zwei zu nennen. Martin Walsers jüngste Schrift „Über Rechtfertigung. Eine Versuchung“ ist eine beredte Klage über den Verlust Gottes in unserer Zeit. „Wenn ich von einem Atheisten, und sei es von einem 'bekennenden', höre, dass es Gott nicht gebe, fällt mir ein: Aber er fehlt. Mir. Wenn ich gefragt werde wie das sei mit dem Schreiben, sage ich meistens: Mir fällt ein, was mir fehlt. Oder ich sage: Meine Muse ist der Mangel.“

Welchen Sinn hat also in dieser Situation das Schreiben? Ist es ein Weg, ja der Weg, sich die eigene Existenz und die seiner Mitmenschen klar zu machen? Vielleicht wird man unsere Worte in ein paar hundert Jahren schon nicht mehr verstehen oder lesen können, weil sich Sprache, Schrift und Wortschatz viel schneller wandeln als zur Zeit der Pharaonen. Und doch müssen wir Zeugnis ablegen von unseren Erfahrungen, selbst wenn wir nur ein in sich selbst kreisendes Experiment sind. Doch wahrscheinlich werden heute die meisten, welche irgendetwas aufschreiben, kaum darüber nachdenken, was es bedeutet, „Worte zu machen“. Sind Worte nicht allzu häufig nur noch der Abfall, der entsteht, wenn man in der Gegenwart zu überleben trachtet. Sie ähneln den Kassenbons im Supermarkt, den automatisch ausgedruckten Papyri von Aldi und Lidl. Und was die Zeitungen füllt oder als Nachricht im Fernsehen erscheint, wird in der Regel auch nicht „sub specie aeternitatis“, also angesichts der Ewigkeit und im Kampf gegen das Vergessen formuliert. Es sind gleichfalls Wegwerfnachrichten. Aber es kann immerhin

passieren, dass ein Jemand, ein Historiker, ein Philosoph oder ein Memorabilienschriftsteller wie Theodor Fontane sie gegen den Strich der Tagesaktualität liest und Lebensstrukturen erkennt und einen Roman wie „Effi Briest“ schreibt.

Und welche Schlussfolgerungen könnte nun ein Spandauer Rentner oder eine pensionierte Lehrerin daraus ziehen, dass sie wie wir alle das Lesen und das Schreiben schon als Kind gelernt und im Laufe eines langen Lebens auch mehr als ein paar Postkarten aus dem Urlaub geschrieben haben? Kann nicht jeder von uns – trotz des Verfalls selbst unserer Worte – jeweils vor Ort zum altägyptischen „Schreiber“ werden, und wie es in dem eingangs zitierten Gedicht heißt, Tempel und Pyramiden im Herzen wenn nicht aller, so doch einiger seiner Mitmenschen errichten?

Unsere dankbarsten Leser werden immer die Enkel und Urenkel sein, die gerne wissen möchten, welche Streiche wir in ihrem Alter ausgeheckt oder welche Haustiere wir gehalten haben. Und wer möchte nicht gerne wissen, wo und wie Oma und Opa sich kennen gelernt haben und wie das so war mit dem ersten Kuss.

Und wer keine Enkel oder Großneffen und Großnichten hat oder die Erfahrung machen musste, dass die eigenen Kinder sich für diese Geschichten nicht interessieren (was nicht heißt, dass sie dies später nicht bedauern), wird doch in seiner näheren Umgebung einiges beobachten, von dem er annimmt, dass es nicht vergessen werden sollte, weil es zur Grundausstattung dessen gehört, was wir als lebenswert empfinden oder auch verabscheuen und davor warnen wollen.

Ich nenne mir nahe Liegendes. Es gibt in Kladow die von Professor Rainer Nitsch organisierten oder geleiteten „dorfgeschichtlichen Wanderungen“, die auch die Zugezogenen im Laufe der Jahre und im Zuge einiger dieser Rundgänge zu Einwohnern machen. Es gibt keine Heimat ohne die Pflege von Erinnerungen. Manchmal bedarf es dazu auch eines längeren Einsatzes.

Eine der schönsten Früchte des Zusammenwirkens einer solchen Gruppe von fünf Kladower Dorfschreibern war das Buch „Die Kapelle an der Grenze. Ein Stück deutsch-deutsche Geschichte“, herausgegeben vom Kladower Forum, Berlin 2002. Emil Cauer, Pfarrer in der Gemeinde am Groß Glienicker See zwischen 1963 und 1991, hat keine Enkelkinder, aber sein 37-seitiger Beitrag „Das Teil und das Ganze“ zur Geschichte seiner Kirchengemeinde ist ein bedenkenswerter Bericht über die Entwicklung einer christlichen Gemeinde in einer sich säkularisierenden Gesellschaft. Es ist das Beste, was ich zu diesem Thema in meiner 25jährigen Tätigkeit als leitendes Mitglied der Evangelischen Kirche gelesen habe. Doch ich kenne nicht alle vergleichbaren Aufzeichnungen. Dabei ist die Geschichte Berlins und Brandenburgs nicht denkbar ohne das Mosaik der vielen lokalen Geschichten seiner Gemeinden und Kirchen.

Man braucht sich für den Einstieg nicht so viel vorzunehmen wie die fünf Kladower Dorfschreiber. Es genügt, ein lokales Ereignis festzuhalten, z. B. den Besuch einer Gesangsgruppe aus Südafrika oder eine einzelne dorfgeschichtliche

Wanderung, z. B. zum früheren, von einer Bürgerinitiative kritisierten Schießplatz der englischen Besatzungsmacht. Andere können die spärlichen Informationen zusammentragen, die zu den Namen gehören, die auf den „Stolpersteinen“ an im Dritten Reich ermordete Juden erinnern. Oder der ökologisch Engagierte kann die seltenen Ringelnattern am Groß Glienicker See beobachten oder man kann sich ärgern oder wundern über das Auftauchen der ersten Waschbären an diesem Gewässer und ihr Ausschlürfen von Blässhuhnlegen. Auch hier spiegelt sich, wie es Cauer formuliert, im Teil das Ganze der Schöpfung respektive der Evolution.

Wer sich an seine Schulaufsätze erinnert, weiß, dass wir nicht als Goethe zur Feder griffen und es mühsam lernen mussten, einige Schreibregeln zu beachten. Die ZEIT hat als Beilage zu Nr. 20 im Mai 2012 eine vorbildliche Stilkunde in 20 Lektionen von Wolf Schneider vorgelegt. So etwas kann, ja sollte man lesen. Doch auch einschlägige Volkshochschulkurse sind zu empfehlen. Ich habe am meisten gelernt in noch kleineren Gruppen mit nicht mehr als fünf Teilnehmern, in denen wir uns das Geschriebene vorgelesen, uns offenherzig kritisiert und nach den passenden Worten gesucht haben. Man braucht die regelmäßige Resonanz auf den eigenen Text. Diese ist wichtiger als die gedruckte Veröffentlichung. Diese hat Zeit. Von Abdruck sollte man die Einschätzung seiner Leistung als Schreiber nicht abhängig machen. Man sollte zunächst für einen kleinen Kreis von vertrauten Lesern schreiben. Und auch für Tagebücher gibt es heute schon Archive, und es gibt Historiker und Liebhaber alter Texte, die sie studieren. Und ein Letztes: Die aktuellen Bestsellerlisten darf man getrost ignorieren. Das wenigste, was am Markt gepusht wird, erreicht die Herzen der Menschen, und Staub wird es bedecken.